



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Abseit der Heerstraße.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

heftigsten Erscheinungen ausdrücken, ist wohl nie ganz verkannt worden, und auch in der homerischen Schilderung klingt der Ton der alten Naturpoesie im Mythos durch die epische Darstellung hindurch. Im Sturm und Gewitter zeigt Apollo nicht seine eigentliche Natur und Kraft; wenn man in solchen Erscheinungen unter ganz besonderen Umständen ihn als wirksam betheilt wahrzunehmen glaubte, so manifestirte er sich als den von seinem Vater Zeus gesandten und ausgerüsteten Stellvertreter. Diese Vorstellung sprach sich darin aus, daß das Rettungsfest zuerst dem Zeus als dem Retter und erst neben ihm dem Apollo gewidmet wurde, der doch der eigentliche Gott des pythischen Heiligthums war. Leibhaftig aber drückte sie die Statue aus, welche Apollo mit der von Zeus ihm übergebenen Aegis in der Linken darstellte, wie er über die im Moment vernichteten Feinde triumphirt. Es ist daher eine durchaus befriedigende Voraussetzung, daß ein Weihgeschenk, welches bestimmt war den Sieg über die Kelten durch ein Bild des Gottes selbst zu verherrlichen, das Original der auf uns gekommenen Wiederholungen sei. Sucht man in der Vorstellung den Apoll von Belvedere aller Zuthaten des Luxus und Raffinements zu entkleiden und auf die ursprüngliche Reinheit und Simplicität zurückzuführen, so bleibt ein Gebilde, das nach Auffassung, Anlage und Verhältnissen der Kunstübung dieser Zeit am ehesten entspricht.

So ist durch glückliche Entdeckungen und geistreiche Combination Schritt vor Schritt die Bedeutung und die kunstgeschichtliche Stellung des Apoll von Belvedere ins Klare gebracht. Auch das, was noch vermist wird, ein bestimmtes Zeugniß über die Entstehungszeit und den Namen des Künstlers, der das Original bildete, beschert vielleicht noch ein günstiger Fund.

Otto Jahn.

### Abseit der Heerstraße.

Wie kräftig trotz aller Hemmnisse die Fortschritte der Deutschen in Wohlstand, Bildung und erfreulichem Behagen sind, hat in diesem Frühjahr und Sommer wieder jeder erfahren, der aus seiner Winterstube eine Fahrt in die blühende sonnige Landschaft unternahm. Wo der Dampfwagen irgend anhält, stehen schattige Linden und Kastanien, ragen Fliedergebüsche und Goldregen um die

Stationshäuser, ja die Rebe hüllt bereits in fröhliches Grün die schnell errichteten Häuser, in denen unsere Dampfrosse aufbewahrt werden, oder der Bahnwärter sein enges Lager hat. Auch in kleinen Städten ist der Verschönerungstrieb thätig, die Promenaden um die alte Stadtmauer und den abgetragenen Wall werden alljährlich verschönert, am Tage machen die Kinder der Bürger dort ihre ersten Uebungen, und am Abend lagert sich auf den Bänken der müde Arbeiter und freut sich der Gartenkunst, welche mehr ihm als dem Reichen zu gute kommt. Auf dem Lande trägt der Postbote mit Briefen, Zeitungen und Unterhaltungsblättern die Kunde von der großen Welt bis in das ärmste Waldsdorf, auch in kleinen Städten sucht man eifrig den Anschluß an die großen Verkehrsadern, sorgt um Gaslicht, gutes Trinkwasser, sorgfältige Pflasterung. Der Trieb, die nächste Umgebung zu verschönern, auch das Aeußere des Ortes heiter und stattlich darzustellen, wird immer allgemeiner, und das Interesse an der heimischen Vergangenheit, an alten Baudenkmalern und merkwürdigen Bräuchen regt sich auch in kleinen Kreisen. Der Deutsche hat wieder den Wunsch und zum Theil die Fertigkeit gewonnen, sich und seine Umgebung mit Selbstgefühl zu betrachten. Und das ist viel werth als Bürgerschaft und Vermittelung auch anderer größerer Fortschritte. Seit dreißig Jahren, etwa seit dem Bau der ersten Eisenbahnen, ist das Aussehen der Städte und Landschaften nicht weniger geändert als das geistige und Verkehrsleben des Volkes, und der in seiner Jugend die deutsche Heimath verließ und jetzt auf der Höhe des Mannesalters zurückkehrt, der wird Mühe haben, in den meisten Gegenden die alten Bilder wieder zu finden, die er bei seiner Abreise mitnahm. Es ist nützlich, immer wieder daran zu erinnern.

Nicht ebenso bekannt aber ist, daß ein großer Theil Deutschlands schon an der Scheide des vorigen Jahrhunderts von den letzten Lebensjahren Friedrichs des Großen bis zu den Napoleonischen Kriegen in ähnlichem Aufblühen war. Es waren damals die praktischen Folgen der Aufklärung, welche auch der materiellen Seite des deutschen Lebens zu gute kam. Auch damals, nach langem kümmerlichen Siechthum der Volkskraft in den protestantischen Landschaften eine starke Zunahme des Handels, der Industrie, das erste Heraufkommen des Bürgerthums und als Folge davon ein reger Verschönerungstrieb, der nach dem Zeitgeschmack Niederes aufbaute und die kahle Umgebung der Städte und Herrnsitze mit Anlagen schmückte. Durch die unerhörten Kriegslasten von zehn angstvollen Jahren, durch Gefahr und Noth einer eisernen Zeit wurde Capital, Unternehmungsgest und Absatzquellen wieder verringert, und nach dem Frieden von 1815 vergingen 20 Nothjahre, eine stille, schmucklose, an Behagen und Selbstgefühl sehr arme Zeit. Aber an jenes frühere Aufblühen der Volkskraft zur Zeit unserer Väter und Großväter sollen wir jetzt noch dankbar denken, wenn wir die großen schönen Bäume auf den älteren Stadtpromenaden und

die englischen Parkanlagen auf vielen unserer Rittergüter betrachten, welche damals angelegt wurden.

Ungleich schneller und größer ist die Energie unsres Fortschritts, und sie hat auch da, wo sie das Vorhandene zu verschönern bemüht ist, einen Vorzug vor jenem kurzen Vorfrühling einer frühern Generation: daß sie mit größerer Theilnahme und mit größerer Objectivität auf die erhaltenen Ueberreste einer ältern Vorzeit blickt. Noch gelingt uns nicht immer, monumentale Bauten alter Zeit geschickt zu restauriren, und wir leiden wieder zu sehr an dem Bestreben, Baustile und Kunstformen aus verschiedenen Perioden der Vergangenheit in die Bedürfnisse unsres Lebens einzufügen. Aber wir wissen doch das Schöne, das in alter Zeit geschaffen wurde, nach seiner Eigenthümlichkeit zu würdigen, auch dem Fremdartigen lebhaften Antheil zuzuwenden.

In dieser Zeit, wo wir der neuen Kraft uns freudig bewußt werden und vergangene Eigenthümlichkeiten unsres Volkes gern mit der Gegenwart vergleichen, wird den Lesern dieses Blattes vielleicht nicht unwillkommen sein, einen Blick von der großen Strömung des modernen Lebens nach solchen Stellen des deutschen Bodens zu thun, wo die neue Zeit wenig an alten Verhältnissen geändert hat, oder wo gegenüber der lebhaften Arbeit unsrer Maschinenzeit sich ein kleinbürgerliches Stillleben mitten unter uns bewahrt hat. In einer Zeit wo das allgemeine Reiseinteresse nach einer fremden Hauptstadt zieht, mitten unter die gehäuften Erfindungen moderner Kunstindustrie, soll hier anstatt Berichten von der großen Ausstellung zuweilen Bericht gegeben werden von solchen Stätten unsres Lebens, welche noch jetzt mehr von der großen Vergangenheit unsres Volkes erkennen lassen, als von dem großen Kampfe der Gegenwart. Es ist die Absicht, in einer Reihe von solchen Bildern kleinerer Städte auch den geschichtlichen Weg deutlich zu machen, auf welchem das städtische Leben seit dem Mittelalter heraufkam und sich umformte. Die Beschreibungen sind von verschiedenen Verfassern, die Tendenz soll in allen dieselbe sein.

### Eine erstarrte deutsche Stadt.

Den Bürgern seiner getreuen Reichsstadt Rothenburg an der Tauber gestattete im Jahre 1340 der Wittelsbacher, welcher damals auf dem deutschen Throne saß, die von Augsburg nach Würzburg und Frankfurt führende Handelsstraße in ihre Mauern zu verlegen; der königlich bairischen unmittelbaren Stadt des Regierungsbezirks Mittelfranken dagegen ist es im 7. Decennium des 19. Jahrhunderts nicht gelungen, auf den Fahrplänen der bairischen Staatsbahn als Station der Strecke von Würzburg nach Gunzenhausen zu figuriren. Der Besucher der alterthümlichen Tauberstadt muß sich in einem Postomnibus auf üblem Vicinalwege, oft im langsamsten Schritt, von einem Bahnhof, der nach dem unweit gelegenen Dörfchen Steinach genannt ist, zu dem zwei bis

drei Stunden entfernten Rotenburg befördern lassen. Dasselbe zählt jetzt zu denjenigen Plätzen, welche nur durch die historischen Erinnerungen, die daran haften, und deshalb nur für einen kleinen Bruchtheil des reisenden Publicums bemerkenswerth sind. Daß es von einer befahrenen Touristenstraße abgeschnitten wird, hat ein völliges Zurücktreten in ein gewisses nebelhaftes Dunkel veranlaßt. Erst ein außerordentliches, meist nicht erfreuliches Ereigniß vermag solche Orte für eine kurze Weile in die Mitte des Tagesgesprächs zu rücken, und so ist denn auch im Sommer 1866 neben dem Vogelsgebirge und der Rhön wenigstens der untere Theil des Tauberthales vielfach genannt worden, als er von bewaffneten Touristen, die nicht gerade aus freien Stücken dahin gerathen waren, durchsucht wurde. Des obern Tauberthales und der Stadt Rotenburg wurden die feindlichen Heere erst nach Feststellung der Demarcationslinie ansichtig.

Sehr steht Rotenburgs Gegenwart an Glanz und Bedeutung hinter seiner Vergangenheit zurück, und wenn irgendwo, ist es hier geboten, einen Blick in die Jahrhunderte zurückzuwerfen, wo in den Mauern, deren Verödung wir heute constatiren müssen, ein kräftiges, gedeihliches Leben herrschte.

Wie die weit überwiegende Mehrzahl ihrer Schwestern, ist auch diese Stadt über ihr Alter nicht unterrichtet. Wer den ersten Baum gefällt auf dem Hügel, welcher kräftig in das schmale Tauberthal vorspringt, das tief in den Keuperfalkfelsen eingefressen ist, liegt im Dunkeln. Von einer „Node“ im weiten Walde nämlich hat die Rodenburg ihren Namen. Jetzt verbindet den Hügel eine schwache Anschwellung, auf der gegenwärtig die Stadt lagert, mit einer welligen Hochebene, die im Osten sich anschließt und gegen die Quellen der Börnitz, der Altmühl, der Rezat, der Aisch sich hindehnt. Im Dunkeln liegt auch, wann diese Rodung geschehen; denn die Zeit ist zum Theil vorüber, wo die Geschichten des Mönches Humbald, den Trithemius erlog und in unsre Geschichtsliteratur einführte, für jede Stadt der den Trojanern entstammten Franken eine Erzählung ihres Ursprungs gaben. Eine irgend zusammenhängende Geschichte der Burg, die auf dem freigemachten Platze angelegt wurde, beginnt vielmehr mit dem Aussterben ihrer ersten historisch erkennbaren Herren. Es war ein reichbegütertes Geschlecht gewesen, von den Grafen des Kochergaues stammend, das bald nach der Romburg im Kocherthale, bald nach der Rotenburg sich benannte; die süddeutsche Kunstgeschichte, hat in ihrer romanischen Epoche mehrere prächtige Stücke aus der Kirche des frühern Klosters aufzuführen, zu welchem im Jahre 1078 einer der letzten Herren des Hauses das Stammesloß Romburg bei Hall umgeschaffen. Beim Tode des letzten Grafen fielen die Besitzungen zum Königsgute heim, und der damalige König Heinrich der Fünfte übergab sie als Reichslehen seinem jüngern Schwesterohne Conrad, der später als Conrad der Dritte der erste Staufer auf dem Throne deutscher

König wurde. Unter diesem, dann auch unter Friedrich dem Ersten und Heinrich dem Sechsten galt die Rotenburg als Mittelpunkt eines Güter- und Amtssprengels, der mehrmals zur Ausstattung für jüngere Söhne des staufischen Hauses verwandt wurde. Sie ließ einigemale einem Titelherzogthume den Namen, das für diesen Nachwuchs geschaffen war. Vornehmlich durch jenen Friedrich, den Sohn Conrads des Dritten, der im August 1167 auf dem vierten Welschlandzuge seines kaiserlichen Veters, jung an Jahren und viel betrauert, in Etrurien der Pest erlag, hat der Name eines Herzogs von Rotenburg Klang gewonnen. Er verschwindet nach dem Jahre 1196, wo Herzog Conrad, der Sohn Friedrichs des Ersten, starb. Der letzte König aus staufischem Geblüt, Conrad der Vierte, mußte in einer der trübsten Epochen deutscher Geschichte, im Jahre nach dem Tode Friedrichs des Zweiten, auch Rotenburg veräußern, nachdem von dem großen territorialen Besitz der staufischen Könige, der aus Hausgut, herzoglichen Domänen und Reichsgut vereinigt war, schon so manches Stück in der bitteren Noth verschleudert worden, um die gelichtete Partei festzuhalten — Conrad der Vierte nämlich verpfändete im August 1251 die Stadt Rotenburg nebst den dortigen Juden und ein nahees Dorf an Gottfried von Hohenlohe, seinen treuen fränkischen Anhänger um 3000 Mark.

Denn nicht nur war bei der Burg bereits die Stadt gleiches Namens bis zu einem gewissen ansehnlichen Umfang erwachsen, der Umstand, daß in der Urkunde Conrads die Stadt ohne die Burg erwähnt wird, zeigt auch, daß sie schon als ein selbständiger Theil sich damals von derselben abgelöst haben mußte. Wahrscheinlich hatte die höhere Bedeutung der Burg, des zeitweiligen Aufenthalts staufischer Prinzen, und der glänzende Hofhalt, der durch einige Generationen daselbst stattfand, bewirkt, daß neue Bewohner in größerer Anzahl zugefloßen und eine Ausdehnung der ursprünglichen Ansiedelung verursacht hatten. Noch heute läßt sich der erste Umfang der Stadt erkennen. Fast kreisförmig lag sie im Osten der Burg, noch nicht mit ihr zusammenhängend, so daß die Außenseite der äußersten Häuserreihe zugleich als Ringmauer diente, da wo das Terrain nach dem Tauberthale sich zu neigen beginnt. In ihrem Umkreise stand eine Kapelle, die als Filiale der Kirche des nahen Detwang angehörte und durch diese dem würzburger Bisthum. Aber schon bis zum Jahre 1204 war die Erweiterung dieses Kerns so weit gediehen, daß an der Nord- und Nordostseite der heutige Umfang der Stadt bereits erreicht war. Nur an der Südseite fehlte dem jetzigen Zuge der Ringmauer gegenüber noch ein größeres Stück, und im Nordwesten und gegen die Burg hin galt es noch, die Befestigungslinie bis ganz an den Thalrand hinauszurücken. — Aber während dergestalt die Stadt sich entwickelte, hatten auch die Verhältnisse der Burg sich verändert. Die Staufer hatten schon im 12. Jahrhundert einen königlichen Burgvogt eingesetzt, um die Reichsveste zu vertheidigen, das zu ihr gehörige

Reichsgut zu verwalten und die Ansiedelung dabei, welche sich zu einer Stadt entwickelte. Männer aus dem Hause der Herren von Nortenberg erscheinen bald im erblichen Besitze dieser Stellung. Schon zur staufischen Zeit umfaßte das Plateau des Burghügels ob der Tauber außer der Stätte des kaiserlichen Landgerichts auch eine besondere Nortenbergische hintere oder neue Burg neben der alten Vorderburg, die auch fortan dem Reiche zustand. Und als über freies Eigenthum verfügte 1258 Lupolt von Nortenberg, als er einen ausgedehnten Meierhof nahe am Ausgange der Burg innerhalb der jetzigen Stadt in ein Kloster der Dominicanerinnen umwandelte, die bis dahin außerhalb der sichernden Mauern gewohnt hatten. So schloß auch die Burg der Stadt Nürnberg, das aus ähnlichen Vorbedingungen wie Rotenburg erwachsen war, neben der Reichsveste eine Veste der Burggrafen in sich, seit die Grafen Zollern erbliche Burggrafen geworden waren.

Nicht lange ist die Stadt in Botmäßigkeit der Hohenlohe geblieben. Ihre inneren Verhältnisse gestalteten sich im dreizehnten Jahrhundert analog wie in anderen Reichsstädten, die bei königlichen Burgen erwachsen waren. Schon 1240 mußten die Rotenburger daran denken, nach dem Brande ihres Rathhauses diesem Gemeindehause eine neue Stätte zu errichten, und schon vom 15. Mai 1274 ist aus Hagenau ein umfassendes Privileg König Rudolfs datirt, welches Rotenburg für eine reichsunmittelbare Stadt erklärt. Wohl schlossen sich hieran noch mehrfach Verpfändungen durch die Reichshäupter, eines der gewöhnlichsten Ereignisse für eine Reichsstadt in dieser Periode, aber immer wieder wußte die Stadt sich auszulösen. Zuletzt noch, als sie 1349 durch Karl den Vierten an den würzburger Bischof veräußert worden war, trotz eines feierlichen Versprechens Ludwigs des Baiern aus dem Jahre 1335.

Das vierzehnte Jahrhundert verging der Stadt in einer Weise, die von der gleichzeitigen Geschichte anderer ähnlicher Communen Deutschlands wenig abweicht. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatten auch in Rotenburg die Minoriten Aufnahme gefunden, damals wurde der Bau eines neuen Spitals begonnen, nachdem das alte den Johannitern eingeräumt worden. Wie überall, wurden auch hier in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Juden grausam verfolgt, aber sie leisteten in Rotenburg die entschlossenste Gegenwehr, ein Thurm der Stadtmauer, den sie besetzt hatten, ging in Flammen auf. Und wie in den meisten lebenskräftigen Städten jener Zeit wuchs auch in Rotenburg das Gut der Stadtkirche durch Wallfahrten, Ablassbriefe und reiche Stiftungen in ansehnlichem Maße — besonders einigen Tropfen heiligen Blutes galt die Verehrung — und 1373 konnte ein ansehnlicher Neubau der Kirche angefangen werden. — Aber in einer wichtigen Richtung hielt sich die Stadt von der Zeitströmung fern. Die „Ehrbaren“, wie das Patriciat der regierungsfähigen Familien sich benannte, stammten wohl, wie im nahen Nürnberg, ihrem Kerne

nach von den ritterlichen Burgmannen, denen sich fränkische Reichsministerialen anschlossen; und diese Patricier behaupteten sich gegen die Bestrebungen der Handwerker und anderer minder berechtigter Kreise in der Leitung der öffentlichen Dinge; die demokratischen Einrichtungen auf breiter Grundlage einer zünftigen Verfassung, welche in dieser Zeit fast überall durchgesetzt wurden, blieben von Rotenburg fern.

Und aus den Kreisen der Patricier ist denn auch der Mann hervorgegangen, der an der Scheide des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts Rotenburg in kurzer Zeit auf den Gipfelpunkt seiner Blüthe emporhob, der Bürgermeister Heinrich Tople. Es war so recht die Glanzzeit der süddeutschen Reichsstädte, in welche seine Wirksamkeit fiel. Schon das Jahr seines Eintritts in den Rath, 1377, ist durch den Beitritt Rotenburgs zum Städtebunde bezeichnet; in dem großen Städtekriege war er nachher einer der Bundeshauptleute. Zwar hat seine Vaterstadt, wie alle anderen Bundesglieder, nach dem unglücklichen Ausgange des Jahres 1388 von dieser großen Verbindung ablassen müssen, aber unter seiner Leitung ist die Stadt dennoch auch ferner kräftig fortgeschritten. Vortrefflich verstand er es, die zerrütteten ökonomischen Verhältnisse des umwohnenden Adels auszunutzen. Dieser sah sich gezwungen, derselben Stadt welche er so sehr haßte und grimmig genug beschdete, seine Besitzungen zu verkaufen, während die Stadt durch sparsamen Haushalt und kluge Beobachtung günstiger Gelegenheiten erstarfte. Schon 1377 war das Kloster der Dominicanerinnen, eine Versorgungsanstalt adeliger Töchter, die darin nicht immer ein geistliches Leben führten, bewogen worden, der Stadt die Schirmherrschaft zu übertragen. Lange hatte das Kloster die Vollendung der städtischen Befestigung an der Nordwestseite verzögert und in Fehdezeiten durch Kundschaft aus der Stadt den Brüdern und Bettern ausgeholfen. Dem wurde jetzt gesteuert. Dann traten 1383 die Herren von Nortenberg mit ihrer ausgedehnten Herrschaft auch die Hinterburg, welche ihnen zustand, käuflich an die Stadt ab. Andere Erwerbungen erfolgten in kurzen Fristen, und so war Rotenburg, das vor Tople beinahe auf seine Markung beschränkt gewesen, rasch zu einem ansehnlichen Landgebiete gelangt, das nachmals nicht mehr sehr vermehrt wurde. Es hatte zur Zeit seiner größten Ausdehnung 6 Quadratmeilen Flächeninhalt, wohl das größte Territorium einer süddeutschen Reichsstadt nach den 23 und 17 Quadratmeilen von Nürnberg und Ulm. Aber noch Weiteres wurde durch Tople für Rotenburg erreicht. Das kaiserliche Landgericht auf der Burg war durch König Wenzel, der stets in Geldnoth schwebte, verpfändet. Tople wußte es durch Erlegung der Pfandsomme an die Stadt zu bringen und durch geschickte Unterhandlungen und energisches Auftreten auch zu behaupten, besonders dem Bischof von Würzburg gegenüber, der die fränkischen Herzogsrechte geltend zu machen suchte. Hierzu war denn bloß eine Ergänzung, daß 1425 König Siegmund den Roten-

burgern die Reichsburg zum Abbruche überließ, die im vierzehnten Jahrhundert durch ein Erdbeben beschädigt und deren Kapelle auf Wenzels Befehl um 1400 wiederhergestellt worden war. Indes mit alle dem begnügte sich Topley noch nicht. Er dachte auch an eine weitere Ausdehnung der städtischen Anlage selbst. Schon waren 1404 an der Nordseite der Stadtmauer zwei Thürme als Schutz für die Neubauten errichtet, und ein Graben ward zwischen ihnen gezogen, als jener Neid gegen das Angemeine, der in Republiken so leicht den Hervorragenden trifft, auch dem Schöpfer der Größe Rotenburgs jähen Sturz bereitete. Von einem Ritt nach Dnolzbach unerwartet zurückberufen, wurde Topley vor den Rath gestellt, der sich ohne sein Wissen versammelt hatte, und die „Ehrbaren“ kannten die Art und Weise, wie dafür gesorgt werden könne, daß der Genosse ihrer Macht, der über sie hinausgewachsen war, das Rathhaus nicht mehr lebend verließ. Natürlich hat sich die Sage des lockenden Stoffes bemächtigt. Topley soll, ohne es zu wissen, sich selbst das Todesurtheil gesprochen haben, als er auf die Frage, was dem Hochverräther zulomme, antwortete: daß er verhungere; und die Sage fügt noch hinzu, zu spät sei das treue Weib des Mannes durch einen unterirdischen Gang, den sie aus einem nahen Keller in den schauerlichen Rathhauskerker trieb, zu der furchtbaren Stätte seines Todes gelangt.

In dieser finstern Weise beginnt für Rotenburg die Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts, dessen größter Theil durch furchtbar blutige und erbitterte Kämpfe mit den benachbarten Herren erfüllt wurde. Vornehmlich war die Stadt an den Städtekriegen der Jahre 1449) und 1450 in hervorragender Weise betheilig. Der wilde Markgraf Albrecht Achilles, welcher fand: „der Prant zyre den Krieg, als das Magnificat die Vesper“, war auf langen Strecken ihr Grenz Nachbar, und dies läßt schließen, mit welchen Mitteln die gegenseitigen Gebiete verwüstet wurden. Und dazu noch wurde in denselben Jahren zu Rotenburg ein innerer Streit durchgeföhnt. Denn 1450 machten die vom Regiment ausgeschlossenen Theile der Bürgerschaft den gewaltsamen Versuch, eine Zunftverfassung einzuföhren, und fünf Jahre später wurde schriftlich festgesetzt, daß zwar keine politischen Zünfte bestehen, den Handwerkern aber eine Anzahl Rathsstellen eingeräumt werden sollte. Allein die Geschlechter wußten sich im Alleinbesitz der Macht zu erhalten. Die Constitution trat in Vergessenheit zurück, und nur noch einmal sollten die Herren vorübergehend, aber um so ernsthafter daran erinnert werden, daß sie eigentlich nicht mit Recht das Gemeinwesen allein beherrschten.

Unterdes hatte die Stadt in diesem Jahrhundert die Vorstadt, welche an der Südseite um das neue Spital erwachsen war, in die Ringmauern geschlossen und dadurch den bis heut nicht von ihr überschrittenen Umfang erreicht. Auch der Kirchenbau schritt fort. Die Rotenburger begannen drei Jahre nach dem

Städtekrige, nach Vollendung des östlichen Chors und der Ostseite des Kirchenschiffs von St. Jacob, die Westhälfte des Gotteshauses; sie wetteiferten darin mit den benachbarten Reichsstädten ähnlicher Größe. Auch die Dinkelsbühler, die Nördlinger bauten damals ihre dem St. Georg geweihten Stadtkirchen, und die Haller vollendeten das Langhaus ihrer St. Michaelkirche. Dabei blieben die Rotenburger nicht zurück in der innern Ausschmückung ihrer Heiligthümer. Schon 1466 war der großartige Hochaltar mit den geschnitten und bemalten Figuren im Mittelstück und den Gemälden auf beiden Seiten der Flügel „gemacht“, wie die Aufschrift auf einem der Flügel sich bescheiden ausdrückt.

Die neue Zeit kündete sich für Rotenburg in ungestümer Weise an. Von drei Seiten her wurde an der öffentlichen Ordnung der Stadt in dem verhängnisvollen Frühjahr 1525 gerüttelt, in welchem eine Zeitlang eine radicale Umwandlung der socialen und politischen Verhältnisse Süd- und Mitteldeutschlands bevorzustehen schien. Innerhalb der Mauern erinnerte sich die niedere Bürgerschaft der Concessionen, welche das Patriciat nicht verwirklicht hatte, und verlangte zugleich eine energische Durchführung der Reformation, zu welcher die „Ehrbaren“ um keinen Preis die Hand reichen wollten, und außerhalb stand ihnen als kräftige Unterstützung ihrer Begehren die Bauernschaft des rotenburgischen Landgebiets zur Seite, welche von dem aus Schwaben auch nach Franken wehenden revolutionären Geiste erfaßt und durch die langjährigen Kriege der Stadt zu wohlgerüsteten, trefflich in den Waffen geschulden Streitern herangezogen war. Auch ihre Dörfer, soweit sie zu den größeren zählten, waren durch die städtische Obrigkeit selbst mit Hecken und Berhauen wohl befestigt und durch Verstärkung der ummauerten Friedhöfe vielfach mit kleinen sturmsreifen Rückzugspunkten versehen worden. Auch die Bauernschaft hatte sich über manches zu beschweren, und mit der bisherigen Form der Kirche war sie ebenfalls nicht mehr zufrieden. Bald hatte der Ausschuß der Handwerker dem patricischen Rathe ohne Mühe die Zügel des Regiments entwunden und sich mit der neuen Genossenschaft der Bauern verständigt. So war der Boden geschaffen, auf welchem ein Karlstadt mit Erfolg auftreten konnte. Zwei Tage nachdem er am Ostermontage auf offenem Markte gepredigt, machten die Weiber in Rotenburg einen Aufruhr, und eine kleine, erst vor kurzem erbaute zierliche Kirche unten im Taubertale wurde von den Müllern gestürmt, ihre schönen Altarbilder schwammen im Flusse thalabwärts. Aber auch die furchtbare Reaction von oben, welche nach den Siegen der Fürsten auf die zügellosen Ausschreitungen von unten folgte, hat in Rotenburg ihre Scenen abgespielt. Als am 30. Juni der brandenburgische Markgraf Casimir auf dem Markte Blutgericht hielt, soll es roth wie ein Bach durch die abschüssige Schmidgasse hinuntergeflossen sein. Gleich nach dem Wegzug Casimirs eröffnete das wiederhergestellte Patriciat durch Fortführung der grausamen Strafprocesse seine Wirksamkeit. Aber die

Kircheneinrichtung wurde doch nach evangelisch-lutherischer Gestalt allmählig umgeformt, wenn sie auch durch die tumultuarischen Scenen des Bauernkriegs verzögert war, denn ihre gänzliche Durchführung erfolgte noch vor dem schmalkaldische Kriege.

Noch wurden in der Mitte und gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts mehre öffentliche Werke vollendet, zu deren Herstellung später die Kraft nicht mehr vorhanden gewesen wäre. So war von 1542 an das südliche Thor, das nach dem nahen Spital genannt wurde und sich über der augsburger Straße wölbte, durch zwei gewaltige Basteien verstärkt worden. Dann wurde im Jahre 1572 die eine Hälfte des Rathhauses nach dem Markte zu neu begonnen, und in demselben Decennium erwuchs ein stattlicher Neubau im Spital. Das hochgiebelige Gebäude an der Nordseite der Stadtkirche, in welchem eine blühende lateinische Schule ihren Sitz hatte, stammt aus dem Jahre 1589. Erst ganz am Ausgange des Jahrhunderts entstand auch das künstliche Druckwerk, welches der wasserarmen Stadt noch heute aus dem tiefen Thale der Tauber Wasser auf die Höhe des Klingenthorthurms befördert, zur Speisung mehrerer Brunnen.

Rotenburg war im dreißigjährigen Kriege ein fester, durch die Kunst noch bedeutend verstärkter Punkt auf der nächsten Straße vom Main nach der strategisch wichtigen Ebene des Riesgaues. Es wurde deshalb furchtbar mitgenommen. Mit der Geschichte von der Erstürmung der Stadt durch Tilly 1632 verwebt die Chronik die Erzählung von dem entschlossenen Rathsherrn, der sich und seinen Collegen das Leben, welches durch den Spruch des feindlichen Feldherrn verwirrt war, dadurch rettete, daß er einen über zwölf Schoppen haltenden Pokal in einem Zuge zu leeren vermochte. Im Jahre 1645 war es schon so weit gekommen, daß Rotenburg, seines sämmtlichen Geschüzes beraubt, bei einer Beschießung durch Turenne nicht antworten konnte. Der orleansche Krieg brachte neue Verwüstungen des Gebietes, der spanische Erbfolgekrieg eine Belagerung und Einnahme der Stadt. Unter den stets erneuten Schlägen war eine Erhebung unmöglich, und mit der materiellen Kraft sank auch die moralische. Die Rotenburger des Jahres 1763 sind der passive Theil in einer von den ebenso traurigen als lächerlichen Scenen, wie sie während der Greisenzit des deutschen Reiches in den kleinen staatlichen Gebilden massenhaft vorkamen, die zum Range von Curiositäten gesunken waren. Die Nachkommen der Bürger, welche noch im siebzehnten Jahrhundert einem Tilly mit Heldenmuth den Eintritt in ihre Stadt zu wehren versucht hatten, öffneten wenige Wochen vor dem Eintritt des hubertsburger Friedens einem preussischen Husarenlieutenant mit 35 Mann ihre Thore und zahlten die erzwungene Brandschätzung von 10,000 Gulden.

Endlich wurde die Revolutionszeit der Reichsstadt zum Verhängniß. Schon vor Beginn der Zeit bis 1784 war die Einwohnerzahl um vier Procent ge-

sunken. Nach dem luneviller Frieden am 2. September 1802 rückte ein bairisches Jägerbataillon ein, um von Stadt und Gebiet für den Kurfürsten Maximilian Joseph Besitz zu ergreifen. Im Jahr 1810 aber folgte für Rotenburg noch eine weitere Erniedrigung. Durch den Pariser Vertrag vom 18. Mai dieses Jahres zwischen Baiern und Württemberg wurde nämlich das rotenburgische Gebiet getheilt. Noch bis zuletzt hatte es wohlgeschlossen eine zusammenhängende Landwehr aus lebendigen Hecken, aus Gräben und Thürmen gehabt, die sich mitunter, wo es paßte, auch an Hügel und Wälder lehnten. 18,000 Seelen waren mit diesem Ländchen Baiern zugebracht worden; jetzt aber wurde dasselbe dergestalt entzwei geschnitten, daß Rotenburg ganz an den äußersten Rand des bairischen Staatsgebiets gerückt wurde, indem die württembergische Grenze gegenwärtig höchstens eine Viertelstunde nordwestlich von der Stadt hinstreicht. Das war abermals, wenigstens vorübergehend, ein bedeutender materieller Nachtheil.

Seit mehr als sechzig Jahren ist nun die Stadt in diese neuen Verhältnisse eingefügt, aber es läßt sich nicht behaupten, daß die Zugehörigkeit zu einem größern Staatswesen für sie bedeutende Resultate, ein neues Erblühen herbeigeführt hätte, wie das z. B. bei Nürnberg der Fall war, das allerdings von Anfang an größer, aber am Ende des achtzehnten Jahrhunderts verhältnißmäßig ebenso tief wie Rotenburg herabgesunken war und jetzt in so erfreulicher Weise zu neuer Kraft erwachsen ist; denn während Nürnberg von 1806 bis 1861 sich aus einer Bevölkerungszahl von 25,000 bis zu 58,000 Einwohnern erhob, hatte Rotenburg von 1837 bis 1861 fast 600 Einwohner, das heißt mehr als zehn Procent seiner Bevölkerung, eingebüßt. Aber auch in anderer Hinsicht sind die neueren statistischen Nachweise über Rotenburg niederschlagend. So finden wir im Jahre 1855, und es wird sich seitdem kaum viel gebessert haben, daß über ein Drittel aller Familien vom Tagelohn lebte, oder zu den unterstützten Armen zählte, und daß von diesen Tagelöhnern einundsechzig Procent durch die Stadt selbst beschäftigt wurden. Diese Ziffern werden faßlicher, wenn wir sehen, daß nach der Volkszählung von 1861 der hohe Betrag von 275 Gulden Stiftungscapital auf den Kopf der Bevölkerung fällt. Rotenburg ist eine jener Ortschaften, welche an den Folgen des allzu großartigen Wohlthätigkeitssinnes früherer Geschlechter krankt; der Einzelne ist der überwiegenden Zahl nach in beschränkten Umständen, und bei dem Vertrauen auf den Reichtum der Gemeinde fehlt ihm der Trieb, sich daraus emporzuarbeiten.

Es wäre unrichtig anzunehmen, daß Rotenburg in den früheren Zeiten seines Glanzes etwa eine größere Einwohnerzahl in seinen Mauern umfaßt hätte. Die örtliche Beschaffenheit, die Betrachtung der Bauart führen unschwer zur Ueberzeugung, daß wohl niemals viel über 6000 Seelen die Bevölkerung der Stadt ausgemacht haben können. Aber auch das tiefe Sinken der Stadt

versteht man, wenn man einen Umblick in den Straßen derselben hält. Denn wer die Stadt aufmerksamen Auges durchwandert, erkennt leicht, und nicht nur an den ansehnlichen Resten der ältern innern Befestigung, welche Theile der Stadt er zum Kern, welche er zu den räumlich weitausgedehnten späteren Neubauten zu rechnen hat. Das lehrt der gewaltige Unterschied zwischen den hochragenden massiven Herrenhäusern in der Nähe des Marktes und um denselben, und zwischen den geringeren meist unansehnlichen und aus leichtem Material erbauten Häuschen der Handwerker und der Schupverwandten. Man sieht, nicht nur in politischer Berechtigung stand die Bürgerschaft hinter dem Patriciat zurück, sondern auch in ökonomischer Hinsicht. Und das findet in einer sehr staatsflugen Gewohnheit der „Ehrbaren“ ausreichende Erklärung. Zur Zeit, da das Gebiet der Stadt zusammengebracht wurde, war es Brauch zu Rotenburg, daß die obrigkeitlichen Rechte zwar der Gemeinde vorbehalten blieben und durch den Rath als Ganzes geübt wurden, daß es dagegen den Geschlechtern erlaubt war, für sich die nutzbaren Rechte, die grundherrlichen Einkünfte von diesen Herrschaften käuflich zu erwerben. Die Naturproducte von den Stadtgütern wurden durch die Familien in gewinnbringender Weise verkauft; Waarenhandel aber zu betreiben, war allen Regimentsfähigen durchaus verboten. So hatten allerdings die „Ehrbaren“ von dem Wachsthum der städtischen Macht Nutzen genug, den niedriger stehenden Kreisen der Bürgerschaft jedoch war der Weg zum Reichtum verschlossen. In der Gegenwart nun sind die ehemaligen Patricier größtentheils ausgestorben oder weggezogen, während die Classen, denen die niedrigen Hütten der Außenstraßen genügen, Zuwachs erhalten haben. Gewerbliche Anlagen sind nicht geschaffen worden; die Eröffnung der Eisenbahn hat Rotenburg mehr geschadet, als genügt; höchstens der Umstand, daß die Stadt in einer getreidereichen Gegend liegt, — schon ein altes Sprüchwort sagt, zu Rotenburg an der Tauber sei Müller- und Bäckerwerk sauber, — sichert ihr eine gewisse Bedeutung. An den paar Markttagen im Laufe des Jahres sehen die menschenleeren Straßen ein etwas regeres Leben.

Vor zweihundert Jahren nahm ein Zeichner für des Matthäus Merian *Topographia Franconiae* den Prospect Rotenburgs vom jenseitigen Thalkande der Tauber auf. Wäre ihm vergönnt, im Jahre 1867 seine Arbeit einer Revision zu unterwerfen, er dürfte dieselbe recht wohl als noch entsprechend bezeichnen. Denn auch das Fehlende, z. B. der Thurm der Nortenbergischen Hinterburg, die Kirche des Frauenklosters, eine zierliche spätgothische Kapelle bei der Stadtkirche ist nicht durch Rotenburgische Schuld gefallen. Bairischen Commissaren gefiel es, diese Bauten nach Uebernahme der Stadt durch ihre Regierung dem Abbruche preiszugeben, denselben Gefellen, welche auch um ein Spottgeld werthvolle Gemälde vom Rathhause, unter anderm ein Stück von Dürer, verschleuderten. Wer Rotenburg durch das doppelthürmige Kupferzeller Thor ver-

läßt, und die steile Straße zur Tauber hinab verfolgt, der schreitet noch auf der schönen steinernen Brücke mit zwei Bogenreihen über einander, die im Jahre 1330 begonnen wurde, über den Fluß; hat er durch die Weinberge hinauf die linke westliche Seite des Thales gewonnen und wendet er sich dann zurück, so erblickt er die Westfront der wohlbewehrten Stadt, wie sie sich an dem Plateaurande über einen gegen 200 Fuß hohen Absturz hinzieht. Am Klingenthore, ganz zur Linken, steht die spätgothische Wolfgangskapelle mit breiten Fenstern und einem kleinen spizen Thurme, vor der Reformation das Heiligthum der Schuster; sie ist an dem Graben hin außen durch ein starkes Bollwerk gedeckt und schmiegt sich fast verborgen in einen Winkel des Hofraums, zwischen dem innern hohen Hofthurm und dem niedrigen Außenpförtchen. Und wieder an der äußersten Rechten ragt der Wildbaderthurm, er verstärkt die Südwestseite der Ringmauer, ist durch einen tief in den Felsen eingehauenen Graben von der Stadtmauer getrennt, aber durch einen steinernen Bogen in der Höhe wieder mit ihr verbunden. Und gleich vorn streckt sich die Felsenzunge des Burghügels hervor, wohl 350 Schritt weit in das Thal reicht er und nöthigt die Tauber zu einem ansehnlichen Umwege; er ist durch die Befestigungen von der Stadt getrennt, durch das Burghor aber mit ihr in Verbindung gesetzt. Nur noch die Kapelle der ehemaligen Reichsburg ragt auf ihm ein wenig aus den grünen Bäumen hervor, denn die Rotenburger haben das Burgplateau zu einer reizenden Promenade umgeschaffen. Die Kapelle selbst ist ein niedriges thurmähnliches Gebäude, ihre gewaltigen Grundmauern aus den Zeiten der ersten Anlage sind leicht zu unterscheiden von den oberen um 1400 aufgesetzten Theilen, in welche Fragmente aus älterer Zeit, spätromanische Bauthteile, unter anderm ein hübscher Kleeblattbogen, wunderlich eingefügt sind. Aber auch der Thalgrund zu Füßen des Beschauers zeigt bemerkenswerthe Stellen. Ihn durchschlängelt die junge Tauber, welche mehrfache Mühlenwerke treibt. Oberhalb der Brücke liegt dort das Wildbad, dessen Quelle nach dem Erdbeben von 1356 hervorbrach; Heinrich Topley ließ das erste Gebäude darüber setzen. Dann liegt dort die anmuthige kleine Kobolzkeller Kirche, spätgothischen Stils, ein Bau von zierlichen Verhältnissen, der 1804 durch die Summe von 500 Gulden glücklich vom Abbruch losgekauft wurde. Endlich gerade am Fuße der Burg, wo das Thal sich wieder verengt, steht ein origineller Bau. Ein thurmartiger Unterbau steigt gegen 30 Fuß aus einem Graben empor, der leicht unter Wasser zu setzen ist, und darüber ein kleines zweistöckiges Wohnhaus, das an allen vier Seiten etwas über denselben hervorragt, seine enge Thür hängt durch eine Brücke über den Graben mit dem Lande zusammen. Dieses kleine feste Wasserhaus hat sich Topley erbaut, vielleicht in Voraussicht einer verhängnißvollen Zukunft. Er hatte sich vom Rath den unwirthbaren wilden Felsgrund 1386 zuweisen lassen und schuf denselben in kurzer Frist in anmuthigster Weise zu einem „Rosen-

thale" um, denn schon 1387 ließ sich hier der faule König Wenzel durch den Bürgermeister glänzend bewirthten.

Das etwa ist das Gesicht, welches Rotenburg dem Westen zukehrt. Anders, aber nicht weniger großartig ist der architektonische Eindruck, den die Stadt dem Wanderer darbietet, der sich von der Ostseite naht. Gewiß, ein Architektur-maler, dem etwa die Aufgabe würde, für die Scene im Faust „vor dem Thore“ den Hintergrund zu componiren, hätte nur das Bild der Stadt zu fixiren, sobald er die letzte Welle der Hochfläche überwunden und die erste Aussicht auf die Stadt gewonnen hat, welche von dieser Seite eine geringe Bodenanschwellung befrönt. Nur einen Fluß hätte er sich hier hinzuzudenken, ein paar Schanzwerke, welche den Thürmen in der Noth des dreißigjährigen Krieges vorgelegt wurden, wegzustreichen. Mehr als 30 Thürme zählt die Ringmauer der Stadt, und reichlich ein Drittel derselben ist dieser Seite zugewendet, die zumeist den Angriffen ausgesetzt war, hochemporsteigende stattliche Thorthürme auf breiter rechteckiger Grundlage an zwei „hohlen finsternen Thoren“, dann Warthürme der verschiedensten Form, vor allen der schönste und höchste der ganzen Befestigung, der kreisrunde, kühn emporragende Faulthurm. Wohlerhalten ist hier die ganze Befestigungslinie, auf langer Strecke zieht hinter der Mauer unter den Thürmen und über den Thorwölbungen sich der Gang hin für die Schützen, welche dem Ansturm über die Gräben zu wehren hatten; auch ist er noch ganz im alten Zustande, so daß wohl noch heute ein Albrecht Achilles mit seinem Belagerungsgeschütz unverrichteter Weise hier abziehen müßte.

Doch nicht weniger charakteristisch, als die Außenseiten, ist das Centrum der Stadt, der Markt mit den Straßen, welche auf ihn einmünden, die Schmidgasse in ihren vielfachen Windungen mit ihrer Fortsetzung, eine jener köstlichen Straßenperspectiven, wie sie nicht mehr erstehen können, seit die gerade Linie als das alleinige Recept für Neubauten adoptirt worden ist. Dann die Herrengasse, die im Gegensatz zu jener andern sich breit und weit in einer Linie zu dem Burgthor hinzieht, das von niedrigen Seitenthürmchen flankirt wird. Da drängen sich nahe an einander die hauptsächlichsten Profanbauten der Stadt zusammen; vor anderen das Rathhaus, welches seine gothische Hauptseite mit dem hohen Thurme der Herrengasse zuwendet, dem Marke aber die reiche Front im Renaissancestil mit einer Bogenreihe von Rusticaarbeit, die als Vorhalle sich vor das Erdgeschoß lagert, mit einem Ecklerker, der durch drei Geschosse reicht, und dem schönen Gehäuse der reich verzierten Wendeltreppe. An der Nordseite des Platzes aber steht die Frohnwage, in deren mittlern Stockwerk die Geschlechter ihre Trinkstube hatten, bis in den Kriegszeiten die silbernen Gefäße verschwanden. Auf die Ostseite der Renaissance-Façade eines Herrenhauses mit menschlichen Figuren aller Art, die das steinerne Gebälk tragen, lebhaft bewegte Gestalten, wie sie als Karyatiden sonst ungewöhnlich sind. Auf den ersten Blick

erkennt das Auge, daß in dieser Gegend die „Ehrbaren“ ihren Sitz um das Rathhaus gewählt hatten, in dessen großen Saal sie allein die Senatoren entsendeten. An den Stadthoren zeigen sich zierlich gemeißelte Bildhauerarbeiten, noch neben dem Reichsadler das rotenburgische Wappen, ein redendes Wappen: im weißen Felde eine Burg mit zwei rothen Zinnenthürmen und zwischen diesen ein Dach auf Pfeilern: das Landgericht. Auch an den Wappen der Herrnhäuser wird ein Heraldiker leicht die Familien erkennen, welche früher in denselben gewohnt. Jetzt freilich sind manche ihrer Häuser ziemlich dem Verfall preisgegeben, aber noch stehen diese monumentalen Bauten, meist dem 16. Jahrh. entstammend, ihre hohen Giebel der Straße zugewandt, mit ihren gewaltigen Kellern, dem weiten Hausplage, den geräumigen Gängen und gedehnten Böden, welche für die Wohngemächer so wenig Platz lassen, als ein auffallendes Gegenstück zu den knappen und beschränkten Räumen moderner Speculationsbauten. Hier zumeist mußte der Verfall der Stadt sich geltend machen.

Zuletzt noch ein paar Worte von dem Stolz der Rotenburger, ihrer St. Jakobskirche, welche in diesem Jahrhundert trefflich restaurirt und von all dem Trödel gereinigt wurde, den die beiden letzten Jahrhunderte darin angehäuft. Von welcher Seite man sich auch der Stadt nähern mag, überall ragen neben dem schlanken Rathhausthurm die durchbrochenen pyramidalen Spitzen ihrer zwei quadratischen Thürme über die Häuser herauf. Sonst bietet das Gebäude an seiner Außenseite eben nicht viel Bemerkenswerthes, wenn man nicht das Curiosum dahin rechnen will, welches der Architekt des 15. Jahrhunderts wohl von der frühromanischen St. Burchardskirche der unsern gelegenen Bischofsstadt Würzburg entlehnte. Der Westchor der Kirche ist nämlich um beinahe 40 Stufen über dem Schiffe erhöht, weil unter ihm eine Straße durch einen geräumigen Thorweg geführt ist. Um so reicher ist das Innere an Kunstschätzen, die wohl sämmtlich der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihren Ursprung verdanken, mit Ausnahme der älteren Glasmalereien im Ostchor. Der Hochaltar im Ostchor, welcher schon 1819 restaurirt und bereits oben erwähnt wurde, rechtfertigt vollständig die Worte über seinen Urheber Friedrich Herlen, welche 1467 bei Aufnahme desselben in die Bürgerschaft von Nördlingen in das Bürgerbuch dieser Stadt eingezeichnet wurden, daß er nämlich ein Maler sei, „der mit niederländischer Arbeit umgehen könne“, denn aufs genaueste, oft fast slavisch lehnt sich auch dieses Werk Herlens, wie die Mehrzahl seiner Leistungen an die realistische Darstellungsweise der van Eyck'schen Schule. Im Gegensatz zu diesem Hochaltare der Kirche sind die Altäre am Ostende der beiden Seitenschiffe, von denen der schönere, der Altar der heiligen Jungfrau, erst kürzlich aus der Hospitalkirche hierher gebracht wurde, bloß Schnitzwerk, und zwar unbemaltes. Der eine, der von Alters her zur St. Jakobskirche gehört und 1478 gestiftet ist, verherrlicht die Passion Christi als Aufbewah-

zungsort der Tropfen heiligen Blutes, der zweite, neu aufgestellte enthält in der Mitte die Krönung Mariä, in der Staffel ihren Tod und weitere auf sie bezügliche Scenen. Unbedingt ist dieses Werk, dessen Meister nicht bekannt ist, von höchstem Kunstwerthe, und vornehmlich der Tod Mariä eine vortreffliche, plastische Arbeit. In fast runden Figuren sind die Apostel darauf dargestellt, eifrig beschäftigt um das Sterbebette, unter dem die Pantoffel und der Wasserkrug nicht fehlen. Einer der Apostel, ein richtiger Mönchskopf, mit dem Weihwasserfessel, ein anderer mit der geweihten Kerze, ein dritter der Sterbenden aus geöffnetem Buche vorlesend, andere eindringlich mit einander redend und inmitten die Jungfrau selbst, das zarte Köpfschen von einer unvergeßlichen Lieblichkeit des Ausdrucks und ungemeiner Anmuth der Form. Mehrere andere, allerdings weniger bedeutende Stücke sind auf Antrieb des jetzigen Kirchners, eines Mannes, der mit Verständniß für seine Aufgabe erfüllt ist, aus unzuträglichen Aufbewahrungsorten, z. B. vom Rathhause, in einen Raum gebracht worden, der an den Thorweg am Westende stößt, darunter steinerne Figuren von einem Delberg. Bemerkenswerth, wenn auch mehr für Kunstgeschichte, als ästhetisch, sind mehrere Stücke eines Altars, welche die Lebensgeschichte eines frommen Bischofs erzählen, Ausläufer des Realismus, wie er durch Herken für die Malerei nach Oberdeutschland gedrungen, während er in der Plastik hier schon längere Zeit geherrscht. Man denke z. B. an die reichen Portale der Heiligenkreuzkirche zu Schwäbisch Gmünd. Unter den erhaltenen Stücken ist z. B. sehr lebendig aufgefaßt die Scene, wo der Teufel den Gottessmann zwischen zwei Felsen zerquetschen will, der aber die Steinsäule mit aller Kraft sich vom Leibe wegzustemmen weiß. —

So etwa sind die Eindrücke beschaffen, welche ein Besuch in der stillen Tauberstadt hervorruft. Wohl ist in Rotenburg die alte Beste gesunken, während die Burg auf der Felsenklippe über der Regnitz noch wohl erhalten emporragt. Und allerdings steht Nürnberg in seiner reichen Fülle von Kunstdenkmälern der viel geringern Nachbarstadt weit voran; ja selbst die beiden Georgskirchen in den unsern gelegenen alten Reichsstädten Dinkelsbühl und Nördlingen bergen einen quantitativ reichern Schatz von Werken der oberdeutschen Maler des spätern Mittelalters, als die rotenburger St. Jakobskirche. Aber vielleicht giebt es keinen zweiten Platz auf deutschem Boden, etwa eine und die andere Stadt der Ostseeküste ausgenommen, der in dem Besucher einen so einheitlichen, in sich abgeschlossenen, durch keine modernen Thaten gestörten Totaleindruck einer mittelalterlichen Stadt zurückläßt, wie Rotenburg. Wir wünschen, daß dem Deutschen, der dieses Stück Mittelalter theilnehmend betrachtet, auch die gediegenen Arbeiten des städtischen Historiographen Heinrich Wilhelm Bensen nicht unbekannt bleiben mögen.